

# Charles Ferdinand Ramuz

Autor(en): **C.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 13

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640136>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sulz und hier — das scheint mir Lehm und Dreck zu sein.»

Lachend tappten sie vorsichtig Schritt für Schritt auf dem nun steilen Wege talwärts.

«Sie möchten sich gewiss das neue Heim Ihrer Nichte ansehen? War das nicht am Ende die Triebfeder zu dem unaufschiebbaren Ausflug auf unser Matterhorn?»

«Natürlich. Sie haben es richtig erfasst! Es nimmt mich ja schon lange wunder, was sie hier oben treibt, wie es ihr gefällt und wie lange sie es noch aushält!»

«Warum sagen Sie das so spöttisch?»

«Warum sollte ich es nicht», lautete die Gegenfrage, «Sie sind ja befreundet mit dem jungen Paare, bereiten sie mich also schonend auf das Schlimmste vor!»

«Wenn Sie mit dieser Einstellung in das Doktorhaus treten, so werden Sie enttäuscht sein.»

«Beruhigen Sie sich, Herr Pfarrer, das kann mir überhaupt nicht mehr passieren.»

«Aber, aber, Herr Amberg! Was sind Sie für ein zweifelsüchtiger Herr! Wissen Sie denn nicht, dass das Misstrauen Körper und Seele krank macht?»

«Amtan Sie einmal zwanzig Jahre als Sekundarlehrer in der Stadt und Sie werden mich verstehen.»

«Sie sehen zu schwarz, Herr Amberg. Wo viel Schatten ist, ist immer auch viel Licht.»

«Ich kann gar nicht zu schwarz sehen: ein grosser Teil unserer Jugend, der Zukunft des Schweizerlandes, ist ohne jeden Ernst und sittlichen Halt. Sie wächst auf ohne Ideale oder auch nur den Abglanz eines solchen. Den Glauben, der sie allein retten könnte, den haben wir ihr nicht geben können, da wir ihn selbst nie besessen. Doch wir haben einst wenigstens für Schiller, für Goethe geschwärmt — die Helden, die jetzt vergöttert und verehrt werden, sind Sportkanonen, Rennfahrer, Fussballer oder Filmsterne. Ist es nicht so? — Sehen Sie! — Und die Mädchen? Für alles haben sie Interesse, nur nicht für ihre zukünftige Stellung im Leben als Mütter einer kommenden Generation, als Frauen unserer Männer, als Hausfrauen unserer Familien.»

«Mit einigen Ausnahmen, Gott sei Lob und Dank», fiel nun der Pfarrer ein.

«Die verschwinden.»

«Nein. Denn auf den Schultern dieser wenigen Tüchtigen, Zuverlässigen und Zukunftsfreudigen ruht das Gebäude unseres Staates, ob sie es wissen oder nicht, ob sie in einer Fabrik, in der Schulstube, am Werkisch, im Haushalte oder in der Behörde tätig, Männer oder Frauen seien. Die andern bilden den Mörtel...»

«...haben einen hohen Lebensstandard», lassen sich fünfundzwanzig vom Hundert scheiden, wollen von Kindern nichts wissen, haben die schlechtesten Zähne, Kröpfe, trinken ziemlich viel Alkohol, lesen nichts anderes als Zeitungen und politisieren am liebsten dann, wenn sie es unterlassen sollten... Doch was jammere ich Ihnen vor; Das wissen Sie ja alles selbst. — Manchmal muss ich denken, was Gottfried Keller, was Jeremias Gotthelf wohl zu unserem Volke sagen würden. Wie haben sie gelitten, gestritten und gerungen, ihr Herzblut dahingegeben! Alles war umsonst! Das sind die Früchte ihres Ringens! Es ist zum Verzweifeln!»

Jean Amberg hatte heftig gesprochen. Nun schwieg er aufatmend, erleichtert und

lenkte seine Aufmerksamkeit wieder dem glitschigen Untergrunde, auf dem er sich zu Tal bewegen sollte, zu.

«Jeder hat seine Sorgen zu tragen, Herr Amberg. Amtan Sie einmal zehn Jahre lang als Pfarrer in diesem Tale, wo die Leute so arm sind wie Kirchenmäuse, predigen Sie zehn Jahre lang dort vom lieben Gott, wo die Bauern den letzten baren Franken zusammenkratzen müssen, um zweimal jährlich die Hypothekarzinsen bezahlen zu können! Unsere Leute hier kennen nichts anderes als das Ringen von früh bis spät, den Kampf um ihr kleines bisschen Dasein, und wenn sie Glück haben, so gelingt es ihnen, die Zinsen zu bezahlen; missrät aber die Ernte, kommt Krankheit, Tod oder Wochenbett, so schwillt die Schuld immer mehr an, wird zu einem Moloch, dem sie alles Leben opfern müssen. Das Wort Gerechtigkeit müssen Sie sorglich umgehen, denn Sie würden nur ausgelacht. Die reifere Jugend ist unfroh, stumpf durch die erstickende Luft des Vaterhauses. — Und doch ist es ein liebes Dorf!» rief er plötzlich aus. Sie näherten sich den ersten Hütten und Höfen, wo sich schwacher Lampenschein durch die Scheiben in die Dämmerung und den Nebel hinauswagte.

«Und nun will ich Sie enttäuschen, Herr Amberg: Ihre Nichte Annelies, unsere Annelies ist zu einem wahren Segen für das Dorf geworden. — Nicht nur durch den Reichtum, nein. Wo sie hinkommt mit ihrem sorglosen Lachen, ihrer fröhlichen Heiterkeit, da verbirgt sich die Sorge schamhaft, da können die Leute nicht anders, als ihr entgegenlachen.»

«Sie wollen mich hoffentlich nicht zum Besten halten?! Heutzutage geschehen keine Wunder», entgegnete Jean Amberg mit leiser Betroffenheit.

«Es kommt darauf an, was wir unter einem Wunder verstehen, von ihm erwarten, nicht? Eines weiss ich gewiss: es ist kein Zufall, dass sie hierhergekommen ist, sie hat hierherkommen müssen. Sie können nun lachen oder nicht, wie Sie wollen. Jetzt verstehe ich auch, warum mein Freund so hart geblieben ist, warum er ihren Wünschen nicht nachgegeben und unentwegt verlangt hat, sie müsse zu ihm, hierher nach Tössmaten kommen. Ich habe ihn damals — vor seiner Verheiratung — oft nicht begriffen, ihm Vorwürfe gemacht, betont, dass er nicht starr auf seinem Standpunkt verharren und von dem Mädchen das ganze Opfer und Entgegenkommen verlangen dürfe. Und immer hat er mir darauf geantwortet, er könne nicht anders, er dürfe es nicht. — Nun ist sie hier. Und welch eine liebe, nette Frau ist aus ihr geworden — mit dieser Feststellung möchte ich der meinen nicht nahetreten, sie ist mir lieb und nett genug —, tüchtig, fleissig, froh, wirklich eine kleine Wunderfrau, wenigstens für Tössmaten. Meine bisher so asthmatische Armenkasse hat sich unter ihrer Pflege erfreulich erholt, so dass ich überall die drückendste Not zu lindern vermag. Auch haben wir eine Krankenkasse und eine Unterstützungskasse für kinderreiche Familien und werdende Mütter geschaffen — das Geld gibt sie, ich besorge die Verwaltung und Verteilung und darf den Dank entgegennehmen, dem sie so zu entgegen hofft; denn sie entzieht sich ihm scheu und will davon nichts wissen. Das wird sie noch lernen müssen, dass zu dem Geben auch das Entgegenkommen des Dankes gehört.» (Fortsetzung folgt)

Vom barocken Gemeindehotel in Pully stiegen wir kaum hundert Meter zum rostbraunen biedermeierlichen Doppelhaus herunter, dessen östliche Hälfte der Dichter mit seiner Familie bewohnt. Es heisst «La Murette», die Stumme, — vielleicht eine Mahnung an die Besucher, auch ihrerseits nicht geschwätzig zu sein. Ein Mädchen führte uns in das Schreibzimmer von C. F. Ramuz. Schon erschien er selbst: Schlank und federnd, über der schokoladebraunen Samthose einen schweren, ledergegrüteten Pullover tragend. Er begrüßte uns mit unauffektierter Freundlichkeit. Während er sprach, betrachteten wir sein markantes, von der Waadtlandschaft geformtes Gesicht, lang, knochig, unter der kühnen Nase vom grauen Schnurrbart durchzogen. Das Haar hatte erstaunlicherweise noch seinen vollen Wuchs, und auch die baritonale Stimme klang jugendlich frisch.

Er sagte, das Photographiertwerden mache ihm keinen Spass, fügte sich aber nachher unseren Wünschen. Die blonde Hornbrille aufsetzend, liess er sich schliesslich am Schreibtisch nieder, der bedeckt war mit einem Blätterberg von leeren Briefkuverts, Büchern, Manuskripten und Tabakpfeifen. Auf einem Schrank stand Ramuz' Büste von Otto Bänninger; an den Wänden hingen Bilder seines Freundes Auterjouis, Familienphotos, Kalender und ein Kompass. Alles dies machte einen ziemlich bohèmehaften Eindruck, wie die Höhle eines Mannes, der dort, wo er arbeitet, ganz auf sein Inneres eingestellt ist, beinahe gleichgültig um die Dinge, die ihn umgeben.

Keiner unter uns hat die Menschen und die Natur so elementar, so plastisch-klar und wahr geschildert wie er. Drum wollen wir ein bisschen bei ihm verweilen, wie er gelebt hat und was er während dem halben Jahrhundert arbeitete — er, der 1919 von der Universität Bern zum Ehrendoktor ernannt wurde, 1937 ebenfalls von der Universität Lausanne, und im Herbst 1936 den grossen Preis der Schweizerischen Schillerstiftung erhielt.

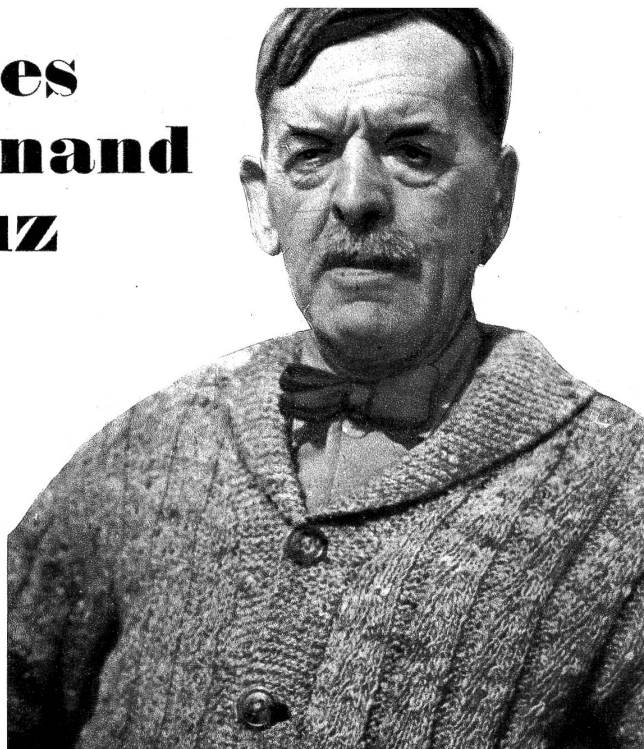
Im Herzen von Lausanne, wenige Schritte vom «Place Riponne» entfernt, wurde Ch. F. Ramuz am 24. September 1878 geboren. Sein Vater besass dort eine Spezereihandlung, in die an den Markttagen die Bauern des Jorat kamen, um dort ihre Einkäufe zu machen. Schon früh fasste der junge Ramuz eine tiefe Zuneigung zu diesen primitiven Leuten. Es war, als kehre er heim in das Land seiner Vorfahren, die alle Bauern und Winzer waren, wenn er während den Ferien in die Weinberge von Savigny oder mit einem Kameraden zu den Winzerfesten ins Rhonetal ging. Als Zwölfjähriger schrieb er die ersten Verse und romantische Dramen, deren Vorbild Victor Hugo gab, später, als Student der Philologie, dichtete er vor allem elegante Alexandriner. Aber zufrieden machten ihn diese Versuche nicht. Einsam und planlos schweifte er durch die Wälder und Felder des Jorat — den Menschen entfremdet, ein Bruder der Bäume, Tiere und Blumen, zu denen er schon früh eine innige Beziehung hatte. Die Eltern hofften, er werde einmal Pfarrer oder Notar; aber er zeigte dazu nicht die geringste Lust. Er ging nach Paris und blieb 12 Jahre, bis er 1914 wieder waadtländischen Boden betrat. In diesen 12 Jahren lebte er arm und bescheiden als freier Schriftsteller in einem Mansardenzimmer in Paris. Hier sind in grösster Zurückgezogenheit sein erster Gedichtband «Le petit village» (1903), der an Flaubert und Maupassant geschulte Roman «Aline» (1903), die



# Charles Ferdinand Ramuz

Links: Ein Teil des Hauses und Gartens, in dem die Hauptwerke entstanden sind, seitdem Ramuz aus Paris wieder in die waadt-ländische Heimat zurückgekehrt ist

Rechts: An der Sonne sitzend, sieht Ch. F. Ramuz den See und Savoyen, das Rhonetal und die Weinberge zu seinen Füßen. Trotz seinen 69 Jahren ist der Dichter noch ungemein frisch, der vergeistigte Repräsentant der Westschweiz



## Ein Besuch beim bedeutendsten Schweizer Dichter der Gegenwart

Künstlerbiographie «Aimé Pache» (1911) und das in Ichform geschriebene Meisterwerk «Vie de Samuel Belet» (1913) entstanden. Der Dichter hat einmal bekannt, dass er Paris alles verdanke. Jedenfalls den Mut zu sich selbst. In der Einsamkeit der Weltstadt hat er gelernt, nur auf die eigene Stimme zu horchen. Hier wurde er waadtländischer als jeder Dichter zuvor. Und von Cézanne, den er damals über alles verehrte, übernahm er den Glauben: «Meister wird der sein, der am eindringlichsten beobachtet.» So wurde Ramuz zum Meister des charakteristischen, mit der Kraft aller fünf Sinne erlebten Details. Ein Feind jeder blassen, schemenhaften Abstraktion, hat er mit den durchdringenden Augen eines Malers die Waadt und das Wallis geschildert. Die Bauern und Winzer, die Mäde und Korbmacher, Hirten, Maulwurfsjäger und Hausierer kommen bei ihm oft wie aus dem Hobei, einfach und elementar. Man kann sich keine phrasenlosere Heimatdichtung denken. «Die Sonderung der Rassen» (1922), «Farinet» oder «Das falsche Geld» (1932), «Adam und Eva» (1932), der «Bergsturz auf Derborance» (1935), und «Wenn die Sonne nicht käme» (1937) heissen einige der be-

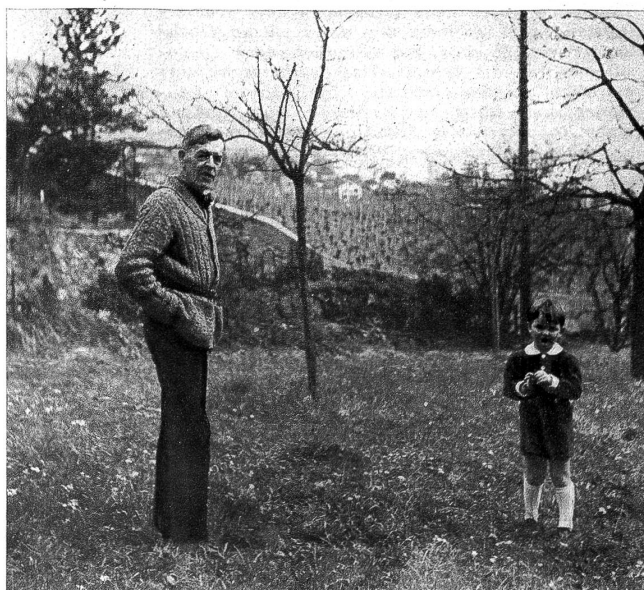
deutendsten Bücher, die nach seiner Rückkehr in die Schweiz entstanden sind.

Für die künstlerische Entwicklung dieses muskulösen Epikers, dessen meiste Werke in vorzüglichen Verdeutschungen erschienen sind, wurden drei Zeitgenossen zu entscheidender Bedeutung: Der Maler Paul Cézanne, von dem er die visuelle Schau übernahm, der russische Komponist Strawinsky, der Ramuz durch seine eigenen Werke bestärkte, sowie der um zehn Jahre ältere Lyriker Paul Claudel, der katholische «Bauer aus dem Mittelalter», in dem der Mensch noch eine Einheit bildete — Claudel, der Ramuz Genie schon früh erkannt hat und ihn liebevoll zur «poésie pure» führte. Wenn der jahrzehntelang umkämpfte, ohne äusseren Erfolg in grosser Einsamkeit arbeitende Ramuz schliesslich zum Entdecker der wesentlichen Dinge in der Natur und im Menschen, zum glühenden Mystiker und poetischen Symbolisten wurde, der durch das Stilmittel des dichterischen Bildes die Mittel- und Seelandschaft der Waadt, sowie das Walliser Hochland unverrückbar dargestellt hat, so waren es diese Meister, die ihn selbst zum Meister gemacht haben.

C. S.



Ein Blick in die Bibliotheksecke, wo auf Büchern einige von der Sonne verbrannte Hüte, die denen der Weinbauern gleichen, auf Wanderschaft warten. An der gleichen Wand ein Porträt des Dichters von René Auberjonois aus früheren Jahren



Der 5jährige Enkel Guido liebt seinen Grossvater leidenschaftlich. Er möchte mit ihm auf dem Rasen vor dem Haus spielen

Links: Blick in das Arbeitszimmer